

## EINS

**E**s gibt diese Tage im Leben, die alles verändern. Jeder erlebt sie, einige erkennen sie sogar. Bei manchen aber sind es Tage, an denen plötzlich jede Kleinigkeit von unvorstellbarer Bedeutung zu sein scheint. Einen solchen Tag erlebte – zumindest kam es ihr selbst so vor – Marietta Piccini in jenem denkwürdigen August vor einigen Jahren. Aber der Reihe nach.

Zunächst hatte der Wecker verschlafen. Aus irgendeinem Grunde hatte er drei Minuten zu spät geklingelt. Es waren die drei Minuten, um die sie verspätet an der Bushaltestelle angelangt war – um also den nächsten Bus nehmen zu müssen. Jenen Bus, in dem sie sich unvorsichtigerweise hinsetzte, ohne auf den Fleck zu achten, der auf dem Sitz war und nun unschön ausgerechnet dort an ihrem geblühten Kleid haftete, wo ein Fleck sich besonders beschämend ausnahm.

Als sie vor dem Verlag ankam, begann es gerade so rechtzeitig sturzflutartig und ohne jede Vorwarnung zu regnen, dass sie auf den wenigen Metern bis zum

rettenden Hauseingang praktisch bis auf die Haut durchnässt war. Immerhin hatte sie ihre Tasche halbwegs vor Überflutung schützen können, indem sie sich darüber gekrümmt hatte. Das war ihr nicht nur der Tasche wegen wichtig, sondern mehr noch wegen des Inhalts: Sie trug nämlich in dieser Tasche die Ausbeute der Arbeit einer ganzen Woche, in der sie abends und bis spätnachts Manuskripte geprüft hatte.

Im Hausflur blieb sie einige Minuten stehen, um nicht alles vollzutropfen in den eher beengten Räumlichkeiten ihres Arbeitgebers oder vielmehr: Auftraggebers. Denn Marietta Piccini war nicht angestellt, sondern nur als freie Mitarbeiterin tätig – wie hätte sich ein so kleiner Verlag festangestellte Beschäftigte leisten können mit all den Abgaben und Steuern, die das bedeutete.

Das Türschild schimmerte matt im Halbdunkel. *Millefeuille. Verlag für schöne Literatur* stand in schwarzen Lettern auf der Messingtafel geschrieben. Die junge Lektorin atmete tief durch, fuhr sich noch einmal durchs nasse Haar und klingelte. »Die Tür ist nur angelehnt!«, rief jemand von drinnen. Also trat Marietta Piccini ein, ihre Tasche fest unter den Arm geklemmt. Heute würde sie es wagen. Heute würde sie ...

»Ah, Miss Puccini!«, murmelte der Verleger, der an seinem Schreibtisch stand und sich über einige Probandrucke gebeugt hatte, ohne zu ihr aufzublicken.

»Ich habe Sie schon an der Melodie Ihrer Schritte erkannt. Setzen Sie sich, ich bin gleich fertig.«

Wer die Räume des kleinen, aber sehr feinen *Millefeuille* Verlags betritt, tritt ein in eine Welt, die man aus guten Gründen als untergegangen bezeichnen kann. Solche Verlage gibt es eigentlich nicht mehr – wenn man von jenem, übrigens gar nicht so alten, Unternehmen absieht, das Mr. John Thornton in einem Anfall leidenschaftlicher Liebe zur Literatur und hoffnungslosen Wahnsinns gegründet und seither gegen alle Wahrscheinlichkeit und Logik zu einem kleinen, aber kerngesunden Bücherhaus entwickelt hatte.

Die Geschichte der Literatur ist ja nicht nur die Geschichte der verlegten Werke, also all jener Bücher, die als solche den Leserinnen und Lesern vorgestellt wurden und mehr oder weniger ihr Publikum gefunden haben, die Begeisterung entfacht oder Empörung hervorgerufen, Menschen inspiriert oder verstört, neue Strömungen begründet oder alte endgültig überwunden haben. Nein, die Geschichte der Literatur ist auch die Geschichte all jener Werke, die nie das Licht der Öffentlichkeit erblickt haben, die nicht zu Büchern wurden, sondern ungelesen in den Schubladen der verkannten Autoren verstauben und darauf warten, von deren Erben entsorgt zu werden – oder deren entsprechende Bestimmung sich schon

erfüllt hat. Es sind ihrer weit mehr als die verlegten. Experten schätzen, dass von tausend geschriebenen Romanen einer veröffentlicht wird, bei den Erzählungen sind es noch weniger, von Gedichten ganz zu schweigen. Doch selbst diese ernüchternden Zahlen sind freilich nur die Spitze des Eisbergs, denn sie beziehen sich naturgemäß auf *die* Werke, deren Autoren überhaupt den Mut gefunden haben, sie bei Verlagen einzureichen, und die verrückt genug waren, ein Fünkchen Hoffnung zu hegen, ihr Opus könne *einen* Menschen auf diesem Erdenrund interessieren. Den Verleger zumindest.

Betrachten wir aber nur diese literarischen Schriften, so müssen wir, wenn wir ehrlich sind, häufig feststellen, dass manches, was kein Mensch lesen und schon gar keiner verlegen wollte, womöglich besser ist als jenes, was es zum Buch gebracht hat. Ja, es ist keineswegs so, dass besagtes Promille der Einsendungen, aus dem Bücher werden, unbestreitbar die Krone der literarischen Schöpfung wäre. Nicht von ungefähr sind wir ja stets aufs Neue von schwachen Büchern enttäuscht. Wie aber kommt es, dass manch gutes Buch nie erscheint, während so viel Unlesbares es in die Buchhandlungen und Feuilletons schafft?

Darüber hatte Marietta Piccini in langen Stunden nachgedacht. Nicht nur, weil es ihr Beruf war, die Spreu vom Weizen zu trennen. Doch obwohl sie

sich tagtäglich mit dem Mysterium des Buchmarkts beschäftigte, hatte sie doch keine befriedigende Antwort gefunden. Fest stand für sie nur, dass die meisten Verlage nicht den Mut hatten, Neues auszuprobieren. Sie setzten auf Althergebrachtes, versuchten Erfolge anderer zu kopieren oder eigene Erfolge zu wiederholen. Wer in dieses Schema nicht passte, dem winkte kaum je eine Veröffentlichung.

Mr. Thornton war übrigens in dieser Hinsicht kein Vorwurf zu machen. Er hatte es immerhin gewagt, einen Verlag zu gründen, mit dem er Bücher verlegte, wie sie sonst kaum verlegt werden: schöne Bücher. Besondere Geschichten. Er probierte gelegentlich etwas Neues aus, manchmal mit Erfolg, manchmal, um sich eine blutige Nase zu holen. Aber natürlich kann ein Verleger seines Formats den Buchmarkt nicht revolutionieren. Dafür ist er zu klein, zu verschoben, zu speziell. Und die Buchhändlerinnen und Buchhändler, die seine Veröffentlichungen im Sortiment führen, gehören auch nicht zu den Beklagenswerten, die nichts wagen und stattdessen nur der Mode folgen.

Dennoch geschieht es – und es geschieht überraschend oft –, dass Miss Piccini ein Manuskript vorschlägt, von dem sie zutiefst überzeugt ist, und das dennoch nicht bei *Millefeuille* ins Programm kommt. Das sollte an jenem denkwürdigen Tag im August auf geradezu verwirrende Art anders sein.

»Nun«, sagte Mr. Thornton und nahm seine Brille ab, um sie an seinem Pullover zu putzen. Als er sie wieder aufsetzte und mit müden, aber freundlichen Augen auf die junge Lektorin blickte, schienen die Gläser eher noch trüber zu sein. »Setzen wir uns. Was haben Sie heute für mich?« Er trat zu der sehr einladenden Ecke seines Büros, in der er – umgeben von hohen Büchervitrinen – ebenso altertümliche wie gemütliche Sitzmöbel aufgestellt hatte. Alles wirkte gediegen, wie in einem traditionellen Club, wenn man davon absah, dass der Verleger (ob nun zum Befremden seiner Gäste oder aus purem Zufall) in den Vitrinen bevorzugt Werke der sogenannten Sittengeschichte verwahrte.

»Ähm ... ja.« Miss Piccini räusperte sich und wählte den Sessel mit Blick auf das entzückende Programmkino auf der anderen Straßenseite, in dem man eine französische Komödie gab, einen Film über die Macht des Schicksals und die Ohnmacht der kleinen Fluchten eines in die Jahre gekommenen Herrenschneiders. »Ich habe heute etwas mehr mitgebracht. Es waren ein paar sehr interessante Stoffe unter den unverlangt eingesandten Manuskripten.«

»Interessante Stoffe oder interessante Texte?« Mr. Thornton hatte das Talent, seine Mitarbeiter sehr schnell zu durchschauen. Ihre kleinen Schwächen forderten seine Neugier heraus. »Beides«, antwortete

Miss Piccini und Mr. Thornton lächelte milde. Ihre Schwäche war eine ausgeprägte Begeisterungsfähigkeit. Manchmal schien es ihm, als lese sie mehr in die Texte hinein, als tatsächlich darin stand. Aber vielleicht war das ja überhaupt eines der Geheimnisse genussvollen Lesens. Mr. Thornton griff nach seiner Pfeife, klopfte den Tabak etwas fester und zündete sie mit mehrmaligem Nicken an, was Miss Piccini als Aufforderung verstehen durfte, ihre Trouvailles zu präsentieren. Sie nahm die Mappen mit den Manuskripten, Exposés und Textproben aus ihrer Tasche und schlug die erste auf.

Es hatte sich ein Ritual zwischen dem Verleger und seiner Lektorin herausgebildet, wonach er sich von ihr stets die ersten paar Absätze eines Textes vorlesen ließ, um den Klang des Werkes kennenzulernen, worauf dann Miss Piccini in wenigen Sätzen zusammenfasste, worum es in dem Manuskript ging und weshalb es ihr so überzeugend erschien. Sie räusperte sich also und begann mit ihrer übrigens sehr klaren Stimme und einem eher unklaren Akzent vorzulesen:

*Es war schon spät, als Herr Seidelbast seine Arbeit beendete und – wie jeden Tag – die eingesammelten Bücher auf einen Stapel legte und seine Laterne darauf abstellte. Ich saß unter dem Dach des nahen Taubenhauses und sah ihm zu,*

*wie er die Tische wischte und die Stühle kippte, damit sich kein Wasser darauf sammeln konnte, falls es in der Nacht regnete. Sebastian Seidelbast war sehr alt, vermutlich älter, als ich es mir zu der Zeit überhaupt vorstellen konnte. Er hatte in unserer Pension gearbeitet, solange ich mich erinnern konnte. Und jeden Abend hatte er die Bücher der Gäste eingesammelt, hatte sie gestapelt und seine Laterne darauf abgestellt, um noch die Tische zu wischen und die Stühle zu kippen. Jeden Abend, meine ganze Kindheit über. Bis zu jenem Tag, an dem er nach getaner Arbeit einen Stuhl wieder hinstellte und sich darauf setzte.*

*Er nahm die Laterne herab und stellte sie behutsam auf den Tisch neben sich. Dann zog er ein Buch aus seiner Jackentasche und begann zu lesen. Eine Weile beobachtete ich ihn noch. Doch irgendwann schlief ich ein. Das stete Rauschen der Wellen, der milde Sommerwind, das leichte Schaukeln des Taubenhauses, all das hatte mich müde gemacht und wiegte mich nun in eine traumbeladene Nacht, in der sich seltsame Dinge ereigneten und geheimnisvolle Gestalten auftauchten. Bis mich eine Flaumfeder, die mir vor die Nase geweht worden war, wackitzelte. Ich rieb mir die Augen und blinzelte ins Dunkel. Herr Seidelbast war weg. Die Laterne aber war noch da. Und unter meinem Kopf lag, wie ich jetzt bemerkte, ein Buch. Sein Buch. Denn auch der Bücherstapel stand noch so auf dem Tisch, wie er ihn dort aufgerichtet hatte.*

*Verwirrt nahm ich das Buch zur Hand und versuchte zu*

*entziffern, was auf dem Umschlag geschrieben stand. Doch da war außer einem Bild nichts zu erkennen: Es stellte einen Mann dar mit einem Hut, nein, eigentlich war fast nur der Hut zu sehen, von dem Mann erkannte man nur ein wenig weißes Haar. Auf diesem weißen Haar also saß ein weißer Hut. Auf dem Hut aber saßen zwei Kinder, gerade so groß, als wären sie Spatzen, die sich darauf niedergelassen hatten. Ein Mädchen und ein Junge, der etwas größer war, ganz so wie mein Bruder und ich. Eigentlich sahen die beiden wirklich aus, als wären es wir beide gewesen. Und der Junge deutete mit der Hand in die Ferne, als ob es dort etwas ganz Besonderes zu sehen gäbe. Zu gerne hätte ich gewusst, worauf der Junge zeigte. Ob es mir der Titel des Buches verraten würde? Neugierig schlug ich es auf. Doch es war zu dunkel in meinem Taubenhaus. Also kletterte ich heraus und setzte mich an den Tisch, gerade auf den Stuhl, auf dem vorhin noch Herr Seidelbast gesessen hatte. Die Laterne warf ihr weiches Licht in einem Kreis über Tisch und Stuhl und Buch. Der Wind hier draußen war etwas frischer und ich fröstelte, als ich das Buch erneut aufschlug und nun sehr deutlich in schönen Buchstaben las: Die Bibliothek der Träume.*

Miss Piccini hielt inne. Über der Pfeife des Verlegers ringelten sich Rauchwölkchen gen Zimmerdecke. Eine kleine Weile saßen sie schweigend. Dann streckte Mr. Thornton die Hand aus und ließ sich

das Manuskript geben. »Selten, dass wir hier über eine Geschichte in der ersten Person sprechen. Warum gibt es eigentlich so wenige Ich-Erzählungen? Ich habe den Eindruck, früher war das gebräuchlicher.« Er ließ den Blick über die ersten Seiten schweifen. »Der Ton gefällt mir«, murmelte er. »Die Erzählerin ist ...?«

»Ein junges Mädchen, vielleicht zwölf Jahre alt.«

»Natürlich«, murmelte der Verleger verdrießlich. »Scheinbar kann niemand mehr Geschichten über Jungen erzählen. Sie wissen, dass wir kein Kinderbuchverlag sind.« Keine Frage. Eine Feststellung, natürlich.

Miss Piccini lächelte unsicher. »Das ist auch kein Kinderbuch«, erklärte sie. »Jedenfalls nicht nur.«

»Natürlich.« Und es klang wie eine Wiederholung. »Wer würde schon eine Geschichte schreiben, die nur für Kinder ist?« Ein leicht melancholischer Anflug wehte über seine Züge, dann legte er das Manuskript beiseite, hob leicht resignierend die Hände und nickte der Lektorin wieder zu.

Miss Piccini holte Luft und schlug die nächste Mappe auf. »Eine Novelle«, erklärte sie. »Ganz hübsch. Vielleicht ein wenig traurig ...« Es klang wie eine Frage, doch da sie ein saches Lächeln die Züge des Verlegers umspielen sah, begann sie zu lesen.

*Vierundzwanzig. Das musste es sein. Anne stand vor dem Gebäude, das sich wie ein müder Riese über die Straße erhob. Die Tür war blau gestrichen. Blau, wie die Hoffnung.*

»Sagt man nicht, die Hoffnung sei grün?«, unterbrach Mr. Thornton.

»Das hat hier eine Bedeutung«, erklärte Miss Piccini und beeilte sich weiterzulesen.

*Es war das Blau ihrer Kindheit, ja beinahe das Blau der Augen ihrer Mutter. Sie spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Ob er sie erwartete? Ob er alleine war? Plötzlich durchfuhr sie ein stechender Schmerz. Was, wenn er ihr nicht verzeihen konnte?*

Ein Brummen des Verlegers ließ sie innehalten. Sie kannte diese Reaktion. Er war nicht überzeugt. Weniger als das: Er mochte es nicht.

»Das ist der Anfang des Textes?«, fragte er denn auch.

»Ist es.«

»Hört sich an wie eine Stelle mitten aus der Erzählung. Hundert Informationen auf zehn Zeilen. Die Autorin kann das alles am Ende auffangen? Ich bin skeptisch.«

»Der Autor. Es ist ein junger Mann aus Cardiff. Ich weiß auch nicht. Soll ich mal die Umriss der Erzählung schildern?«

Mr. Thornton schüttelte den Kopf. Wenn er in den vielen Jahren seines verlegerischen Daseins etwas gelernt hatte, dann war es, dass das erste Signal immer aus dem Bauch kommen musste. Fühlte sich ein Projekt nicht auf Anhieb gut an, dann durfte er es nicht machen. Also winkte er ab. »Lassen Sie nur, Miss Puccini. Wir können sowieso nicht alles machen. Für mich scheint das eher eine Geschichte zu sein, die zu einem anderen Haus besser passen wird.«

Die Lektorin widersprach nicht. Auch wenn es rational kaum erklärbar war, wie es einem Menschen gelingen sollte, anhand von fünf oder sechs Sätzen zu erkennen, ob ein Manuskript zu einem Verlag passte oder nicht, war es doch genau dieses Talent, das sie unter all den mysteriösen Talenten des John R. Thornton für das bemerkenswerteste hielt. Sie steckte die Mappe zurück in ihre Tasche und nahm Nummer drei zur Hand: *Die seltsamen Wege des Mr. Anthony Black*.

»Immerhin schon mal ein Titel, der neugierig macht. Bitte schön.«

Miss Piccini räusperte sich und begann – ein wenig leise, aber das mochte durchaus Absicht sein – zu lesen:

*Im Grunde war Anthony Black ein friedfertiger Mensch. Er hatte keine übermäßig hohe Meinung von sich selbst und machte sich zu dieser Frage auch in Bezug auf andere Menschen nicht viele Gedanken. Obwohl er sich durchaus viele Gedanken machte! Umso mehr kränkte es ihn, dass es tagtäglich Menschen gab, die sich ihrerseits ein sehr eindeutiges Urteil über ihn bildeten, das sich mit einem Wort zusammenfassen lässt: »Vollidiot!«*

*Die meisten von uns haben sich schon öfter ein entsprechendes Urteil über einen Menschen wie Anthony Black gebildet. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn Mr. Black ist Busfahrer. Er fährt täglich auf derselben Route, aber zu wechselnden Schichten. Das war an dem Tag, an dem diese Geschichte beginnt, anders. Mr. Black war auf eine neue Route eingeteilt worden, eine, die er besonders gerne mochte, weil sie durch einen Reihe von schönen und nicht sehr stark befahrenen Straßen im Westen der Stadt führte, in denen alte Bäume ihren Schatten warfen und der Berufsverkehr sich in Maßen hielt.*

Mr. Thornton sagte nichts, sondern streckte nur die Hand aus. Die Lektorin gab ihm das Manuskript, das nicht sehr dick war und auf dessen Titelblatt ein roter Doppeldeckerbus prangte. Er blätterte ein wenig darin herum. Dann legte er seine Pfeife weg und strich sich über den sorgsam gestutzten Bart. »Ein Exposé?«

»Ist dabei«, erklärte Miss Piccini. »Ganz hinten.«

Er blätterte nach hinten, überflog den kurzen Text, dann stand er auf und legte die Mappe auf seinen Schreibtisch. »Ich werde es lesen«, sagte er, als er wieder bei seiner jungen Lektorin war. »Haben Sie noch etwas für mich?«

Miss Piccini schüttelte etwas unsicher den Kopf. »Nein, das war es«, sagte sie. Aber natürlich entging ihr sein Blick nicht, der direkt in ihre Tasche zielte, in der sich zwei Manuskripte befanden: zum einen der Text, den sie wieder hineingeschoben hatte, zum anderen eine vierte, eine letzte Mappe, die mit einer Paketschnur auf geradezu altertümliche Weise zusammengebunden war. Mr. Thorntons Blick drückte eine verschärfte Neugier aus, fast schien es, als erwarte er die größte Überraschung von dem Stapel Papier, der ihm hier scheinbar vorenthalten werden sollte.

»Das, ähm ... ist ...«, begann Miss Piccini und brach ab. »Ja, also ...« Sie seufzte. »Das ist eine seltsame Geschichte«, brachte sie schließlich hervor.

Mr. Thornton aber nahm wieder in seinem Sessel Platz und erklärte mit der größten ihm möglichen Süffisanz: »Sie wissen doch, wie sehr ich seltsame Geschichten liebe. Lassen Sie hören!« Er steckte sich seine Pfeife wieder zwischen die Zähne und versuchte sie erneut anzuzünden, allerdings vergeblich.

Vielleicht war ja diese kleine Widerborstigkeit nichts weiter als eine vorweggenommene Reminiszenz an einen sehr besonderen Fall und eine gänzlich eigensinnige Geschichte.